

„Der Krieg ist ein Totengräber“ - Inszenierung der Gewalt und deren Mechanismen in Alfred Döblins historischem Roman *Wallenstein*

Feng Yalin
(Chongqing)

Abstract: Bekanntlich wollte Döblin seinen Wallenstein-Roman „Ferdinand der andere“ nennen. Bei genauer Hinsicht erkennt man jedoch zwei Erzählstränge, die den ganzen Roman durchziehen und sich miteinander verflechten: die innere Geschichte von Ferdinand II. und die äußere bzw. öffentliche Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. Was die beiden Erzählebenen verbindet, ist die ungeheure Gewalt, die sich im Prozess des Miteinander-Ringens der unterschiedlichen Kräfte eskaliert, die bald aus allen Nähten platzt und schließlich alle Beteiligten mit in den Tod reißt. Der Aufsatz geht den Fragen nach, wie der Roman die Gewalt ästhetisch inszeniert und wie diese funktioniert, mit dem Ergebnis, daß Döblin mit diesem historischen Roman offensichtlich nicht beabsichtigt, historische Werte zu konstruieren. Was er zum Ausdruck bringt, sind vor allem sein Ekel vor dem Krieg und seine Skepsis, ob der Mensch aus der Geschichte zu lernen imstande ist.

Bekanntlich wollte Döblin seinen Wallenstein-Roman eigentlich „Ferdinand der andere“ nennen, indem er versicherte, daß es schließlich um „dessen Seele“ gehe¹. Aber bei genauer Hinsicht erkennt man unschwer zwei Erzählstränge, die trotz episodenhafter „Mosaikstruktur“² und diskontinuierlicher Erzählweise den ganzen Roman parallel durchziehen und miteinander verflochten sind: die innere Geschichte von Ferdinand einerseits und die äußere bzw. öffentliche Geschichte des Dreißigjährigen Krieges in seiner ersten Phase bis zum Jahr 1636 (zwei Jahre nach Wallensteins Ermordung) andererseits, in dem diverse politische, religiöse und wirtschaftliche Kräfte aufeinander prallen. Die Berechtigung, Wallenstein dennoch zum Titelhelden zu machen, besteht wohl darin, daß dieser nicht nur im Zentrum des politischen, religiösen und wirtschaftlichen Kampfes der damaligen Zeit steht, auch wenn der Roman nicht mit ihm beginnt und auch nicht mit ihm endet, sondern daß er genau für das repräsentativ ist, was für den Roman von zentraler Bedeutung ist: die ungeheure Gewalt, die die beiden genannten Erzählstränge verbindet, die in der Kriegssituation eskaliert, die bald aus

¹ Alfred Döblin, *Zwei Seelen in einer Brust. Schriften zu Leben und Werk*. München 1993, S. 33f.

² Josef Quack, *Geschichtsroman und Geschichtskritik. Zu Alfred Döblins „Wallenstein“*. Würzburg 2004, S. 22.

allen Nähten platzt und alle Beteiligten mit in den Tod reißt. Nicht nur die Rebellen und die wehrlose Bevölkerung werden auf brutalste Art und Weise ausgeplündert und niedergemetzelt, sondern fast alle Protagonisten des Romans sterben einen vorzeitigen und unnatürlichen Tod: Mansfeld, einer der bedeutendsten und brutalsten Söldnerführer und Widersacher des Hauses Habsburg findet seinen jämmerlichen Tod auf der Flucht nach Venedig; der Befehlshaber der katholischen Liga Tilly stirbt an einer tödlichen Verletzung im Kampf gegen den Schwedenkönig Gustav Adolf; der Schwedenkönig selbst fällt ebenfalls auf dem Schlachtfeld, obwohl sein Einmarsch in Deutschland anfänglich so erfolgreich ist und unaufhaltsam scheint, daß er mit seiner Truppe in kürzester Zeit bis nach Süddeutschland vordringen kann. Die Liste der Todesfälle ist damit jedoch noch längst nicht zu Ende. Es geht im sechsten Buch, also im Schlußkapitel des Romans, sogar noch dramatischer zu: Denn dort handelt es sich im wahrsten Sinne des Wortes um das Ende: das Ende des ehemaligen pfälzischen Kurfürsten Friedrich, die Ermordung Wallensteins, seiner treuen Obersten und seines Rivalen Wilhelm Slawata, den Selbstmord der Kaiserin und schließlich die Tötung des Kaisers Ferdinand, der sein Ende praktisch herbeiwünschte und sogar provozierte.

Gewalt und Tod, Terror und Wahn sind also die vorherrschenden Motive in diesem historischen Roman. Auffallend ist, mit welchen ästhetischen Mitteln der Autor die Gewalt darstellt. Es betrifft zunächst einmal die Unmenge der blutigen und von primitiver Grausamkeit gekennzeichneten Gewaltszenen, die im Roman hier und da zu finden sind und für deren Beschreibung der Autor die ihm eigene höchst expressive Sprache benutzt. Ein Beispiel dafür lautet:

Das Land hatte kein Korn auf den Äckern, da es kaum bestellt wurde; dafür setzten die Soldaten auf die Felder die blaugrünen Gesichter der Erwürgten, die purpurnen Stümpfe der Niedergemetzelten, deren Beine in die Luft ragten. Verweste. Den Haß stampften sie ein, wo sie ihn trafen, machten die Erde fett, aus der er gequollen war. An den Galgen dampften in der Hitze die Leiber der Gehängten. Der stinkende Wind warnte vor Rebellion zwischen Elbe und Moldau.

Aus ihren geplünderten Dörfern flohen die Begnadigten, denen Nasen Ohren abgeschnitten waren, die Zunge fehlte, die Eidfinger fehlten...³

Der Effekt des Schreckens durch die Beschreibung der Gewalt wird noch drastischer, wenn diese in den gleichen Kontext mit Essen gesetzt wird, was für diesen Roman ebenfalls typisch ist:

...prächtig zerhiebene Pfälzerleichen, Rumpf ohne Kopf, Augen ohne Blicke, Karren, Karren voll Leichen, eselgezogen, von Pulverdunst und

³ Alfred Döblin, Wallenstein. Frankfurt a.M. 2008, S. 183f.

Gestank eingehüllt, in Kisten wie Baumäste gestaucht, kippend, wippend, hott, hott durch die Luft.⁴

Dieser makabren Beschreibung folgt die kulinarische Frage: „Oh, wie schmecken die gebackenen Muscheln, die Törtchen und Konfitüren Seiner Kaiserlichen Majestät“.⁵ Die Analogie des Fressens, bzw. des Auffressens mit dem Verschlingen des Menschenlebens durch den Krieg zeigt sich schon gleich am Anfang des Romans. Dort heißt es: Die Böhmen sind besiegt und der Kaiser sitzt „mit rascheren Zähnen hinter den Fasanen“⁶.

Reiner Niefhoff weist in seinem Aufsatz *Magengrimmen. Alfred Döblins „Wallenstein“* in Bezug auf die Beschreibung des Siegesbanketts von Ferdinand II. auf den Zusammenhang zwischen Essen und der Kriegsaktion hin, indem er schreibt: Die Schlacht, „die da gerade erfolgreich geschlagen worden ist - also der Sieg über die aufständischen Böhmen am Bilá hora vom 8. November 1620 - kehrt jetzt, beim Bankett, wieder im verbissenen Ansturm der Kauwerkzeuge auf die tafelfertig zugerichteten, ohnmächtig und schutzlos ausgelieferten Fasane, Hühner und Wildschweine. Das Festmahl stellt im Rhythmus der Kieferattacken und Schluckbewegungen die militärische Auseinandersetzung als orale Aggression und züngelnde Vernichtung nach.“⁷ Das Gemeinsame an den beiden Aktionen, oralen und kriegerischen, besteht in der Vernichtung, dem Verschlingen und Verschwindenlassen, hier der Schlachttiere und dort des menschlichen Körpers. Daher geht man „den Speisen wie ein Kämpfer entgegen [...] Wenn die Vertilgung der Speisen vor sich ging, die Soßen wie Blut aus den Mundwinkeln rannen, fing das Schnalzen Schmatzen Knacken Knuspern Reißen Schlürfen Knirschen an. Hier wird nicht gefressen und geschlugen, sondern völlig vernichtet und restlos einverleibt.“⁸ Dahinter steckt der Drang, Macht zu haben, sich über Leben und Tod des anderen zu entscheiden. Denn „[I]st, wer isst, hier Sieger, so vertritt das, was gegessen wird, die Opfer“.⁹ Um die eigenen Interessen, seien es religiöse, seien es wirtschaftliche, durchzusetzen und die Machtposition zu behaupten, wird keine Gegenwehr geduldet. Demnach wundert es nicht, daß der grausame Tod als Warnungs- bzw. Drohungsmittel eingesetzt wird. Verdorrte Menschenköpfe „mit kurzen Hälsen“ von elf namhaften Männern wurden an den Stangen und Speißen befestigt und jahrelang am „Altstädter Brückentor von Prag“ gehängt.¹⁰ Sie sind vorzeitig durch Gewalt umgekommen, weil sie sich zu ihren Lebzeiten gegen den

⁴ Ebenda, S. 12.

⁵ Ebenda.

⁶ Ebenda, S. 9.

⁷ Reiner Döblin, *Magengrimmen. Alfred Döblins Wallenstein*, in: Yvonne Wolf (Hg.), *Internationales Alfred-Döblin-Kolloquium. Alfred Döblin zwischen Institution und Provokation*. Bern, Berlin, Bruxelles, Frankfurt am Main usw. 2007, S. 231.

⁸ Alfred Döblin, *Wallenstein* a.a. O., S. 630f.

⁹ Reiner Döblin, *Magengrimmen* a.a.O. S. 231.

¹⁰ Alfred Döblin, *Wallenstein* a.a.O., S. 175.

Willen des Habsburger Hofes Böhmen als ein Wahlkönigreich genannt haben. Der Anblick ihrer zerteilten Körperteile liefert ein ekelhaftes Bild zum Zweck des Abschreckens:

An drei Stangen waren Armstümpfe mit Händen angenagelt zum Zeichen des geschworenen Meineids. Unter einem weißbärtigen Kopf, dessen Mund angelweit klappte, baumelte am Holz ein brauner geschrumpfter Fleischlappen, eine Zunge: dies war vor einigen Jahren der Rektor der Prager Universität [...] Sein Mund erduldet das Wehen des Windes, mit seinem Schlund, seiner Kehle trompetete der Wind, Zeisige und Spatzen hockten zwischen den Kiefern.¹¹

Die zerstörerische und menschenvernichtende Gewalt, die dabei ausgeübt wird, fungiert jedoch nicht nur als Mittel zum Zweck, sondern sie verselbständigt sich, demonstriert sich, ja setzt sich in Szene. Sie tobt wie selbsttätig, fegt wie ein Sturm über das Land und macht alles zunichte. Schockierend ist, wie viel zerstörerisches Potential und ungeheure Energie die Gewalt gerade in Kriegssituationen in sich trägt. Sie staut sich als blinder Hass und entläßt sich dadurch, daß sie alle Hindernisse brutal aus dem Weg räumt, wie es im Roman heißt: „Die Körper zerschlagen, die Güter zerrissen, verschleudert, die Erde unter das Schwert gestellt“.¹² Auf dem Feldzug geschlagen, wandelt sich Eroberungslust in bestialische Vernichtungsexzesse. Wer fällt dem sonst zum Opfer? Die Frauen.

„Weiber! Weiber!“ Man brachte ihm aus Dörfern, aus den Wäldern, vom Ziehbrunnen Frauen, denen man auflauerte, Mädchen [...] sie liefen mit nackten Füßen, schaukelten kirschrote kurze Röcke; wie Kälber vor dem Abstechen schrien sie, als man sie auf die Pferde hob [...] sie weinten, bettelten [...] (er) überhäufte sie mit Schmähungen [...]¹³

Dabei werden nicht nur junge Mädchen geschändet, sondern auch alte Weiber werden auf bestialische Art und Weise vergewaltigt:

Sie schleppten ihm ganze Karren voller Weiber an, schwarzhaarige grausträhnige, mit Läusen bedeckt, in morastigen übelduftenden Lumpen. Er befahl mit Inbrunst das welke schmierige Gesindel, die tolleren Vetteln vergewaltigte er, das Krähenvolk raschelte verzückt mit den Flügeln und struppigem Gefieder. Vom Küssen und Saugen an ihnen wurde seine Hasenscharte entzündet, schwoll unter der kleinen Stülpnase wulstig an [...] Hellebarden und Dolche jagen neben ihm.¹⁴

¹¹ Ebenda.

¹² Ebenda.

¹³ Ebenda, S. 311.

¹⁴ Ebenda, S. 311.

Die extreme Grausamkeit wird oft als eine Art Rausch geschildert, die sich in der Todessucht äußert, sowohl bei den Tätern als auch bei den Opfern. Die Quälerei, die Mansfeldschen Soldaten an der Bevölkerung ausüben, steigert sich zu Selbstvernichtungslust: „Einige hetzte die Wildheit, daß sie toll gegen die heimflutenden Bauern rannten, süchtig, selber gemartert zu werden“.¹⁵ Schlimmer noch bei den Opfern, die das eigene Recht auf das Leben absprechen: „Schlagt uns tot [...] Wir haben kein Recht zu leben. Müssen zu Mist und Erde werden.“¹⁶ Diese selbstaufgebende Haltung korrespondiert mit der Auskunft eines reinen Nihilismus, die ein mysteriöser Einsiedler den jammernenden Dörflern macht: „In Verwesung ist unser Leben eingehüllt [...] Häuser sind nicht nötig, Hütten sind nicht nötig. Es schadet nichts, wenn man euch totschißt; wenn ihr tote Ratten und Kröten fressen müßt und daran sterbt.“¹⁷

Der Rausch der Gewalt steckt an und wirkt in der folgenden Beschreibung wie fremdgesteuert:

[...] in rätselhafter Weise flammte bei den Leuten eine dunkle Wut auf, sich zu zerreißen und zerkratzen wie unter einem wilden Juckreiz [...] Unten an dem geborstenen Kirchlein schlugen sich, zerrissen sich die verwirrten, sich selbst nicht kennenden Männer und Frauen. In den Kessel mußten sie. Wie sie stockten im Gedränge, schaute einer betrübt und leidend dem anderen an den Hals, griff ihm um die Kehle; es war die Not einer gräßlichen zähneknirschenden und umdampfenden Lust.¹⁸

Auffallend ist, daß bei der Darstellung der Grausamkeit menschliches Verhalten oft dem von Tieren gleichgesetzt wird, was die blutige Unmenschlichkeit des Krieges noch mehr zum Vorschein bringt:

In München, in der Residenz, saß der Melancholiker Maximilian, äugte nach allen Seiten. Saß über seiner Beute. Er konnte sie nicht wie ein wildes Tier in eine Ecke schleppen, sie allein schlingen. Aber während er sich mit rasselnder Brust an ihrem Besitz sättigte, funkelten seine Augen. Er knurrte fauchte sprühte. Das Blut troff in zwei Rinnsalen aus seinen Mundwinkeln, bildete Lachen auf dem Boden, indessen seine Hinterbeine schon zum Sprung eingezogen waren, die Vorderpranken locker; der Atem rauschend.¹⁹

Wenn vorhin von dem Landsknechtsführer Mansfeld die Rede ist, geht es hier um Maximilian von Bayern, von dem sich der Kaiser bedrängt fühlt und sich gezwungen sieht, ihm die Kur-Würde zu verleihen. Bei all diesen

¹⁵ Ebenda, S. 114.

¹⁶ Ebenda, S. 860.

¹⁷ Ebenda, S. 379.

¹⁸ Ebenda, S. 421.

¹⁹ Ebenda, S. 171.

Personen wird, auch wenn sie zu unterschiedlichen Kriegs- bzw. Interessenparteien gehören, in der Beschreibung ihrer Grausamkeit und Gewalttätigkeit kein Unterschied gemacht. Mansfeld bleibt bis zu der letzten Minute seines Lebens unbeugsam und brutal. Als er nach den letzten Kriegsstrapazen und Ausschweifungen in gefährliche Atemnot gerät, beichtet er einem Priester, um diesen dann „mit einem Stuhl“²⁰ zu erschlagen. Er selbst bringt die Nacht stehend, röchelnd und keuchend, „(m)it beiden Fäusten sich an sein langes Schwert“ klammernd, bis er zusammenbricht.²¹ Sein Gegner, der alte Tilly, der ligistische Heeresführer, wird gar bedeutungsschwer als „Urheber entsetzlicher zahlreicher Kriegsgreuel“²² vorgestellt:

Der Brabanter, steif, gespenstig, mit einer weißen Schärpe, zwei Pistolen und einen Dolch im Gurt, kurze weiße Haare; an den Haarspitzen schwankten ihm wie Ähren die Tausende erschlagenen Menschen. Sein bleiches spitzes Gesicht, buschige Brauen, starrer borstiger Schnurrbart, überrieselt von den verstümmelten Regimentern eines Menschenalters; sie hielten sich rutschend an den Knöpfen seines grünen Wamses, an seinem Gurt. Seine knotigen Finger bezeichneten ein jeder die Vernichtung von Städten; mit jedem Gelenk war ein Dutzend ausgerotteter Dörfer bezeichnet [...]²³

Wenn der Leser hier eine teuflergleiche Erscheinung bemerkt - eingedenk des Höllenmotivs mit den entlaufenen Teufeln im Roman²⁴ - und somit eine Verkörperung der Gewalt sieht, dann wird Wallenstein ganz unmittelbar als Gewalt in Person gestaltet. Von einer realistischen Beschreibung des Wallensteins kann hier nicht mehr die Rede sein. Er tritt als titelgebender Protagonist überraschenderweise erst recht spät auf und dann gleich als „ein erschreckendes Wesen“²⁵. An einer anderen Stelle heißt es von ihm: „Aus Böhmen kam er heraus, ohne Zeit für Worte und Blicke, ein nackter Leib der Gewalt, schamlos wie ein Säugling.“²⁶

Man fragt sich, warum gerade Wallenstein soviel Beunruhigendes von sich gibt und noch mehr Brutalität ausstrahlt, warum er allen große Furcht einjagt und mit jedem seiner Pläne und seiner krieglerischen Erfolge schwerwiegende Konflikte auslöst. Denn kaltblütig und skrupellos sind sie doch alle. Von einem moralischen Urteil kann man ebenfalls nicht sprechen, weil es gar keine Unterscheidung zwischen Gut und Böse, zwischen Gerech-

²⁰ Ebenda, S. 312.

²¹ Ebenda.

²² Josef Quack, *Geschichtsroman und Geschichtskritik. Zu Alfred Döblins „Wallenstein“* a.a.O., S. 62.

²³ Alfred Döblin, *Wallenstein* a.a.O., S. 292.

²⁴ Ebenda, S. 415ff.

²⁵ Ebenda, S. 226.

²⁶ Ebenda, S. 351.

tigkeit und Ungerechtigkeit gibt. Die moralische Vorstellung gilt nicht und wird von Anfang an ausgeschaltet.

Einer der Hauptgründe dafür liegt wohl darin, daß Wallenstein in Döblins Roman nicht als Individuum, sondern als Typ seiner Zeit dargestellt wird. Er ist repräsentativ für eine Zeit unerhörter Heftigkeit und schrankenloser Grausamkeit, eine Zeit mit einem „Hauch von Verwesung“²⁷. Genau in solch einer Zeit ragt Wallenstein hervor. Er bringt es „durch ökonomisches, administratives und militärstrategisches Genie, durch intelligente Skrupellosigkeit und egoistische Rationalität, durch politische Weitsicht, tatkräftigsten Größenwahn und durch intellektuelle Brillanz“²⁸ in kürzester Zeit zu einem der reichsten und mächtigsten Männer des Reichs, so mächtig, daß nicht nur die Fürsten und Kurfürsten der katholischen Liga sich von ihm bedrängt fühlen, trotz Verachtung und Abscheu gegen seine unbedeutende Herkunft und seine Niederträchtigkeit, und die kaiserliche Zentralgewalt und seine Berater am Ende sogar glauben, ihn nur noch durch eine Mordintzige loswerden zu können. Anders als die Figur Wallenstein in Schillers gleichnamiger Tragödie, der sich noch von dem „Doppelsinn des Lebens“²⁹ geplagt fühlt und sich zwiespältig und zögerlich zeigt, wenn es um Entscheidungen geht, sieht man Döblins Wallenstein ständig berechnend planen und agieren: Der erste Schritt, der ihn zum kaiserlichen General macht, ist sein Angebot an den Wiener Hof, mit seinem Geld für den Kaiser ein Heer aufzustellen. Im Roman wird außerdem geschildert, welche Unsummen an Bestechungsgeldern er mit seinen Komplizen in Wien verteilt, um sein Ziel zu erreichen.

Die Darstellungsweise und Erzählstrategie, die der Autor für Wallensteins Gestaltung gewählt hat, trägt auch dazu bei, daß diese als ein undurchschaubares und rätselhaftes Monster erscheint. Einerseits wird bei der Schilderung der Figur Wallenstein fast nur Außensicht verwendet. In diesem Sinne hat der Satz „Der Herzog, schrecklich anzusehen“³⁰ fast eine erzählstrategische Bedeutung. Denn der Leser kennt und erkennt Wallensteins Innenleben nicht und erlebt ihn nur als jähzornigen Grobian, der „kleine(n) spielende(n) Augen mit peitschenden Blicken“³¹ hat und stets gespenstig grell lacht. Zudem läßt der Erzähler immer wieder seine kommentierenden „Stimmen“ vernehmen,³² die Wallenstein entweder als einen „grausame(n)

²⁷ Ebenda, S. 379.

²⁸ Thomas Lehr, *Tod und Textverderbnis. Einblicke in die literarische Kriegsberichterstattung anlässlich der Neuedition von Alfred Döblins Wallenstein-Roman*. http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=4785, Stand:2013-9-18.

²⁹ Friedrich Schiller, *Wallenstein*. Ein dramatisches Gedicht. München 2004, S. 238.

³⁰ Alfred Döblin, *Wallenstein a.a.O.*, S.735.

³¹ Ebenda, S.735.

³² Josef Quack spricht von der „Stimme des Erzählers“, s. Josef Quack, *Geschichtsroman und Geschichtskritik. Zu Alfred Döblins „Wallenstein“ a.a.O.*, S. 56ff.

Wucherer und Geldeintreiber“³³ oder gar als schrecklichen Teufel bezeichnen.

Bei aller Undurchschaubarkeit der Machtkämpfe und des Kriegswirrsals spielen wirtschaftliche Interessen eine entscheidende Rolle. Wenn das Geld bei den Soldaten der direkte und oft einzige Anlass zu Plünderungen und Straßenräuberein ist, so spielen die Herrschenden mit List und Intrige, um sich finanzielle und wirtschaftliche Vorteile zu verschaffen. Ferdinand erzählt beispielsweise der Kaiserin, was der Papst tut: „Er wollte Länder. Sie sind habstüchtig, wagen sich an mich heran.“³⁴ Denn wer Geld hat, kann nicht nur Macht für sich beanspruchen und politische Entscheidungen beeinflussen, sondern Gewinne erzielen, um noch mehr „an ihrem Reichtum“ hochzuwachsen,³⁵ wie einer der kaiserlichen Berater Wallensteins Treiben durchaus durchschaut hat: „Er streckt uns das Geld für das Heer vor, das Heer aber soll ihm aus dem Reiche sein Geld wiederbringen mit Zins und Zinseszins.“³⁶ Auch Günter Grass bezeichnet Döblins Wallenstein als den „erste(n) modernen Manager langfristiger Kriegsplanung“ und den „erste(n) Baumeister eines finanzmächtigen Kartells, das, vom Krieg gespeist, den Krieg speiste ...“³⁷ Vielleicht macht genau dieses Merkmal, daß Kriegsführung zu einem Geschäft gemacht und daß die Herren-Knecht-Beziehung auf den Kopf gestellt wird, Wallenstein und sein skrupelloses Agieren unheimlich und für die Herrscher wie auch für die Bevölkerung der damaligen Zeit so furchterregend. Vielleicht entspringt genau daraus die gewaltige Kraft von Wallenstein als Heerführer, die er „stückweise“³⁸ nutzt. Er verfügt über die Armee, „biegsam wie eine Rute in seiner Hand“³⁹ ist. In diesem Sinne kann man sagen, daß Wallenstein mit seinem kapitalistischen Lustgewinn seiner Zeit weit voraus war. Da man diese Art des „ökonomische(n) und militärische(n) Rationalismus“⁴⁰ damals nicht kannte und nicht verstand, wirkte er so unheimlich und furchterregend.

Das Unheimliche und das Satanische an diesem Mann wird dadurch mystifiziert, daß er als ein „gelber Drache“ beschrieben wird:

Der Friedländer ihm gegenüber, ein gelber Drache aus dem böhmischen blasenwerfenden Morast aufgestiegen, bis an die Hüften mit schwarzem Schlamm bedeckt, sich zurückbiegend auf den kleinen knolligen Hinterpfoten, den Schweif geringelt auf den Boden gepreßt,

³³ Alfred Döblin, Wallenstein a.a.O., S. 719.

³⁴ Ebenda, S. 437.

³⁵ Ebenda, S. 453.

³⁶ Ebenda, S. 246f.

³⁷ Günter Grass, Über meinen Lehrer Döblin, in: Günter Grass, Aufsätze zur Literatur. Darmstadt 1980, S. 77.

³⁸ Ebenda, S. 299.

³⁹ Alfred Döblin, Wallenstein a.a.O., S. 372.

⁴⁰ Harro Müller, Geschichte zwischen Kairos und Katastrophe. Historische Romane im 20. Jahrhundert. Frankfurt a.M. 1988, S. 87.

mit dem prallen breiten Rumpf in der Luft sie wiegend, die langen Kinnladen aufgesperrt und wonnig schlingwütig den heißen Atem stoßweise entlassend, mit Schnauben und Grunzen, das zum Erzittern brachte.⁴¹

Diesem grausamen furchterregenden Mann gegenüber stellt Döblin eine Gegenfigur hin: Ferdinand II., schwach und immer schwächer, räumt er der Gewalt schrittweise das Feld. Im Gegensatz zu Wallenstein, der als „rational handelnder, reiner Machtpolitiker“⁴² glaubt, daß man mit dem Sieg des Geldes und der Gewalt eigenmächtig werden und damit eine Diktatur, „ein einiges deutsches Reich, eine einige Knechtung“⁴³ herstellen kann, erkennt Ferdinand allmählich, daß sie alle „nur Werkzeuge“ sind⁴⁴. Dennoch läßt seine „innere“ Geschichte keine Perspektive zu. Anders als Schillers Drama *Wallenstein*, in dem die Liebe zwischen zwei jungen Leuten, Max Piccolomini und Wallensteins Tochter Thekla, zumindest noch andeutungsweise auf eine utopische menschliche Welt hinweist, liefert Döblins Roman mit Ferdinand als Gegenfigur keinen moralischen Halt. Sein Ekel vor dem Krieg und der Skrupellosigkeit seiner Mitmenschen bedeutet keineswegs, daß er selbst auf die Gewalt verzichtet, wie seine Anordnung einer Judenverbrennung zeigt. Daß er der grausamen Szene der Menschentötung im Gegensatz zu seinen schaulustigen Untertanen mit deutlichem Desinteresse beiwohnt („Übermüdet gähnt der Kaiser, verkniff den Mund unter dem faden Geschmack aus dem Magen“⁴⁵), heißt auch nicht, daß er Grausamkeit verabscheut. In Gegenteil, seine Demütigung, die er von seinem Vetter Maximilian und dem Papst, aber auch von Wallenstein erfährt, wandelt sich nicht selten zu Rachegefühl und zum Wunsch, etwas „Böses zu tun“⁴⁶. Schwach und schwankend im Gemüt, versucht er auch einmal, Kraft aus seiner Machtposition zu schöpfen, um sich zu vergewissern, daß schließlich er regiert, daß er „über Wallenstein, seinem Diener und Untertan“⁴⁷ steht und daß dieser ihm als „Schwert“⁴⁸ dienen kann. Demnach durchläuft Ferdinands „innere Geschichte“ keinen geistigen Entwicklungsprozess. Was sie zeigt und aufzeigt, ist die psychische Krise eines Menschen, die durch Ziellosgkeit und Ratlosigkeit gekennzeichnet ist, der nicht weiß, „was er nun zu tun hätte [...] was heute war, was morgen sein wird [...] in wessen Kleidern er hier herumging“⁴⁹. Sein Fluchtgedanke, der ihn von Anfang an begleitet hat und sich

⁴¹ Ebenda, S. 293.

⁴² Josef Quack, *Geschichtsroman und Geschichtskritik. Zu Alfred Döblins „Wallenstein“* a.a.O., S. 104.

⁴³ Alfred Döblin, *Wallenstein* a.a.O., S. 472.

⁴⁴ Ebenda, S. 677.

⁴⁵ Ebenda, S. 535.

⁴⁶ Ebenda, S. 442.

⁴⁷ Ebenda, S. 446.

⁴⁸ Ebenda, S. 629.

⁴⁹ Ebenda, S. 681.

schließlich durch das Messer eines Kobolds verwirklicht wird, besitzt nicht die Qualität des Nichtstuns eines Wang Lun. Er erkennt zwar, daß alle, einschließlich seiner, „nur Werkzeuge“ sind, aber er weiß nicht, „in wessen Händen“.⁵⁰ Wenn er am Ende die Politik sich selbst überlässt, dann nur aus dem Grund, daß er darin keinen Sinn mehr sieht, wie es im Roman heißt: „Das Regieren hätte wenig Zweck. Es läuft alles von selbst.“⁵¹

Insgesamt ist es also berechtigt zu sagen, daß Döblin mit diesem Roman nicht die Intention hat, historische Werte zu konstruieren. „Der Krieg ist ein Totengräber.“⁵² Es gibt weder Hoffnung noch Hoffnungsträger. Die Skepsis des Autors, ob der Mensch aus der Geschichte etwas gelernt hat, ist damit evident. Denn der Dreißigjährige Krieg, den Döblin „für die Urkatastrophe der deutschen Geschichte hält“⁵³, wird noch lange dauern und der Krieg woanders dauert noch länger, trotz Unterbrechungen. Daher gelten die Fragen des Einsiedlers im Roman „Wer hat dies angestellt? Von wem ist dies also gerichtet?“⁵⁴ noch immer, auch heute.

⁵⁰ Ebenda, S. 677.

⁵¹ Ebenda, S. 887.

⁵² Ebenda, S. 51

⁵³ Josef Quack, *Geschichtsroman und Geschichtskritik. Zu Alfred Döblins „Wallenstein“* a.a.O., S. 382.

⁵⁴ Alfred Döblin, *Wallenstein* a.a.O., S. 379.